



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

PETER S. BEAGLE

ICH FÜRCHTE,
IHR HABT
DRACHEN

Aus dem Amerikanischen
von Oliver Plaschka

KLETT-COTTA

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »I'm Afraid You've Got Dragons« im Verlag Simon & Schuster/Saga Press, New York

© 2024 by Peter S. Beagle

published by agreement with the author,

c/o Baror International, Inc., Armonk, New York, USA

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung der Daten des Originalverlags

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98828-4

E-Book ISBN 978-3-608-12354-8

*Diese Geschichte ist für Jenella DuRousseau,
wo sie auch sein mag,
auf immer und ewig.*

*Aber da sie aus vielerlei Gründen
ohne die Hilfe meiner lieben Freundin Kathleen Hunt
nie den Weg zu irgendjemandem gefunden hätte,
ist diese Geschichte auch für sie.*

PROLOG

Die Warnung kam in Gestalt eines kräftigen Windes, der an einem milden, völlig wolkenlosen Tag kalt und unversehens von den westlichen Bergen herabfuhr. Mit ihm kamen die Köhler, die Fallensteller und die übrigen Waldbewohner – Holzfäller, Schweinehirten, Kräuterfrauen, selbst vereinzelte Eremiten und noch vereinzeltere Gesetzlose. Alle suchten sie Zuflucht im nahen Dorf. Die Dorfbewohner nahmen sie gerne auf, konnten sie beim hastigen Verbarrikadieren der Türen, Fenster, Kammern und Keller doch jede Hilfe gebrauchen. Sie hängten Steine an Ränder und Traufen ihrer reetgedeckten Dächer und hofften, dass dies ihre Häuser im aufziehenden Sturm zusammenhalten würde. Und bei der Arbeit beteten sie, dass es tatsächlich bloß ein Sturm war.

Die drei Weisen Frauen des Dorfes – in einer größeren Stadt hätte es bis zu sieben gegeben – waren die Einzigen mit genug Mut, um ungeschützt auf der dem Gebirge zugewandten Seite des Dorfes auf dem Feld zu stehen. Ihre Haare und Kleider peitschten im Wind, während der nahe Wald sich beugte und bog wie von unsichtbaren Händen verformt. Die Luft war voller Staub und Zweige und losen Laubs, und über das wachsende Geheul hörte man der Bäume Leiber brechen und bersten wie alte Knochen.

Die Weisen Frauen beobachteten das Schauspiel mit Sorge und debattierten.

»Das ist kein Sturm«, sagte Uska, Jüngste der drei, und suchte mit ihrem guten Auge den seltsam klaren Himmel ab. »Die Könige kehren zurück.«

»Nonsens«, erwiderte Yairi. Mit dreiundsechzig war sie Uska um dreißig Jahre voraus. Sie ließ keine Gelegenheit aus, darauf hinzuweisen, dass Uska ihren Platz zu früh und ohne die nötigen Prüfungen erhalten hatte. »Die Könige verschwanden schon vor deiner Geburt, und keiner ihrer Nachfahren könnte so etwas tun. Außerdem ist dieser Wind kalt. Ich erinnere mich an die Könige. Der Wind ihres Fluges war immer heiß, fast zu heiß zum Atmen, als wären ihre Schwingen aus gestohlener Sonne gemacht. Diese Gewalten sind eine andere Angelegenheit. Vielleicht verlagern sich fern von uns Land und Meer, und wir spüren den Widerhall. Warte nur. Es wird sich rasch austoben und dann vergehen.«

»Welch Stoß oder Flut, ob nah, ob fern, bewegt Bäume, ohne sich am Himmel zu zeigen? Es *sind* die Könige. Wir müssen die Feuer entfachen, auf dass man uns bemerkt und verschont. Wir müssen die Runenpfeile bereiten und um Vergebung bitten, dass sie uns nichts tun.«

»Du bist jung und unbedarft.« Yairi machte aus ihrer Herablassung keinen Hehl. »Die Welt birgt viele Geheimnisse, die du nicht verstehst. Habe ich nicht recht, Brugge?«

Die Älteste der Weisen Frauen streckte die knochige Rechte aus und kippte sie leicht nach hier und nach da: *vielleicht ja, vielleicht nein*. Ihre Haut war fast durchscheinend vom Alter. Sie sah ihre Gefährtinnen ernst an und holte zweimal tief Luft, doch ehe sie etwas sagen konnte,

brachte ein Gewirr gegenläufiger Böen den Sturm für einen Moment zum Erliegen. In der plötzlichen Stille drang ein neuer Klang vom Wald her: ein tiefes, dunkles Grollen, das in Wellen an- und abschwoll und aus vielerlei undeutlichen Lauten zu bestehen schien, alle durcheinander. Selbst als der Wind sich abermals erhob, vernahmen sie es noch, lauter und lauter. Es war, als hätte man alle Blitze der Welt aufgezümt, und *etwas* ritt sie nun dem Dorf entgegen.

Brugges stolzer Stand und ungetrübter Blick strafen ihr Alter – dessen sie sich noch als Einzige entsann – Lügen. Doch färbte Zweifel ihre Stimme, und dieser Wandel im Zentralgestirn ihrer Ordnung jagte den Schwestern mehr Angst ein, als sie den anderen eingestehen konnten.

»Verschieß nur deine Pfeile, Uska, wenn du denkst, dass sie uns nützen. Entzünde deine Feuer, wenn es das ist, was du willst. Und du, Yairi, die du das Unbekannte so rasch abtust, erpicht, all deine Sorgen zu zerstreuen: Ich glaube nicht, dass wir hierüber lachen werden. Nicht heute Abend, nicht morgen noch zu späterer Zeit.«

Die Brise wurde stetig wilder, und bang spähten alle drei Frauen einen Moment lang zum Dorf. Zog es auch bloß ein Herdfeuer den Kamin hoch, und sprang es dann von Dach zu Dach, mochte das gesamte Dorf in Flammen aufgehen. Doch wenigstens diese Katastrophe zeichnete sich nicht ab.

»Die Welt hat sich nicht laut im Schlafe gedreht wie ein Säugling, der in der Wiege weint, bis die schlechten Träume von ihm lassen. Die Könige in ihrem grenzenlosen Gleichmut kommen nicht plötzlich, um uns etwas anzutun. Etwas anderes geht hier vor – und es stinkt nach Magie.«

»Ach ja? Und was wird *er* wohl tun?«

So viel Ehrerbietung sie von ihren Gefährtinnen auch

verlangte – es war äußerst selten, dass Yairi die Autorität Brugges derart offen herausforderte. Für gewöhnlich fuhr sie die andere bloß beiläufig an und gab dann rasch mit einem unhörbaren Murmeln klein bei. »Wenn *jener* abermals kommt, um unsere angebliche Weisheit, unsere legendäre Kraft ein letztes Mal herauszufordern ... was denkst du, wie wir ihm entgegentreten, meine Schwester?« Die letzten beiden Worte klangen beißend vor heller Verachtung, und das mit voller Absicht.

Die Älteste der drei Weisen schwieg derart lange, dass Yairi immer weiter zurückwich, wenngleich sie ihre Furcht so gut es ging zu verbergen suchte. Keine der anderen hatte Brugge je im Zorn erlebt, und Yairi wurde plötzlich äußerst bewusst, dass sie keinesfalls die Erste sein wollte. Doch als die Älteste schließlich Antwort gab, blieb ihre Stimme ganz gelassen, was in Augen der jungen Uska das Erschreckendste überhaupt war.

Ablehnend schüttelte Brugge ihr egrautes Haupt. »*Wir* werden tun, was wir Weisen immer tun, wenn uns die Weisheit verlässt. Wir singen und skandieren in jeder Sprache, die wir kennen, nutzen jedes Gebet, jede Beschwörung, die uns bleibt, auf dass uns das, was sich da nähert, verschont. Und *es* ... wird tun, was immer es tut. Beginnt.«

Sie knieten sich nieder. Brugges Autorität war immer noch stark genug, um sie zu binden. Und wenn sie ehrlich waren, wohin hätten sie auch gehen sollen? Was sonst hätten sie tun können?

Stundenlange Gesänge verhallten ohne Effekt. Bei Anbruch der Nacht war der Himmel immer noch viel zu klar; unter seiner dunklen Decke tobte die Luft, und der Lärm aus dem Wald wurde rauher und lauter als alles, was es hätte

geben dürfen in der Welt. Obgleich die drei Frauen dem brausenden Wind ihre Geheimnisse entgegenschrien, um ihn zu besänftigen, konnten sie einander, ja sich selbst schon nicht mehr hören. Ihre Worte wurden fortgerissen und verstreut, als hätten sie niemals je Bedeutung noch Gestalt besessen.

Und schließlich gab es keine Worte mehr, die blieben.

EINS

Robert träumte ...

Es war *der* Traum – der Traum, der so häufig zu ihm kam, dass er längst jeden Schrecken verloren hatte und so trist vorhersagbar wie jener geworden war, in dem ihn ein johlender, lachender Mob aus dem Ort scheuchte. Oder jener, in dem er Violette-Elisabeth, der Bäckerstochter, den Hof machte und auf einmal nackt und rosa wie ein Shrimp vor ihr kniete. Dennoch erwachte er mit einem seltsamen Schauer – der fröstelnden Art –, als seine Mutter ihn von unten rief: »Gaius Aurelius! Gaius Aurelius Konstantin!«

»Nicht jetzt, nicht jetzt«, murmelte er in sein Kissen und wälzte sich in vergeblicher Hoffnung auf eine letzte Mütze Schlaf. Doch schon war da Adelise auf dem Bett, zog ihm mit ihren winzigen Reißzähnen die Decke weg und kitzelte sein Ohr mit ihrer gespaltenen Zunge. Er hörte den ungeschickten Fernand, der scharrend nach Halt am wackligen Bettgestell suchte. Das hieß, dass Lux als Nächstes kommen würde, und dann Reynald – der arme, kleine Reynald, immer der Letzte.

Der Ruf erschallte abermals. »Gaius Aurelius Konstantin Heliogabalus!«

»Ich bin wach!«, wollte er rufen – doch nur ein Krächzen kam aus seiner Kehle, während er sich mühsam aufrichtete.

Was hab ich gestern da bei Jarold nur getrunken? »Geh weg, Adelise, ich bin ja schon wach, ich bin wach ... Lieber Himmel, ich bin tot, aber wach.« Reynalds langer scharlachroter Kopf erschien über der Bettkante, begleitet von einem spitzen Schrei nach Aufmerksamkeit. »*Leise*, Reynald, mir geht es nicht gut.«

»Gaius Aurelius Konstantin Heliogabalus *Thrax*, es gibt Kastanienpfannkuchen – aber wenn du nicht in zwei Minuten in der Küche bist, gibt es Schweinefraß!« Die drei Ferkelchen, die verdrossen in ihrem kleinen Stall hinter dem Haus wühlten, ließen sich zwar kaum als gefräßige Schweine bezeichnen, doch Odelette Thrax war in jeder Hinsicht eine Optimistin. »Außerdem wartet Arbeit auf dich, Gaius Aurelius ...«

»*Nenn mich nicht so!*« Das brüllte er laut genug, dass alle vier Drachlinge die Flucht ergriffen. Er taumelte aus dem Bett und zog sich ungelenk und steif die schwere Arbeitskleidung über. Roberts Mutter konnte mal seine beste Freundin und dann wieder eine Quelle von Kopfschmerzen sein, gegen die selbst die gegenwärtigen verblassten. Manchmal füllte sie auch beide Rollen zugleich aus – doch auf ihre Kochkünste ließ er nichts kommen.

Adelise sprang auf seine Schulter, und er stapfte die Treppe hinab. Ihre Krallen schabten auf der Drachenhautweste, die er für die Arbeit trug, deren Herkunft sie und die anderen aber nicht zu ahnen schienen. Er hasste die Weste und den Rest seiner Schutzkleidung, wie er keine Kleidungsstücke je gehasst hatte – gut, abgesehen von der albernem grünen Försterkappe vielleicht, die seine Mutter ihm als kleinem Jungen immer aufgesetzt hatte. Seine Klienten aber fassten bei dem Anblick Vertrauen; sie sahen

es als Zeichen seiner Expertise, und so unbequem und steif sein Aufzug auch war, er besaß praktische Vorzüge im Einsatz. Umständlich griff Robert nach dem kleinen Drachling, der auf seiner Schulter schaukelte, und streichelte die tiefgrünen Schuppen, die so weich wie Federn waren; erst mit einem Jahr würden sie hart und schließlich beinahe undurchdringlich werden. *Genau so wollen die Frauen auf dem Drachenmarkt sie haben. Die Männer bevorzugen die Einjährigen.*

Der Gedanke an den Drachenmarkt drehte ihm den Magen um, während er am Tisch seiner Mutter Platz nahm. Sie stand am Herd und hatte ihm den Rücken zugewandt, während sie das mittlerweile dritte Frühstück des Morgens bereitete. Roberts jüngere Brüder, Caralos und Hector, halfen natürlich schon seit dem Morgengrauen einem Nachbarn bei der Arbeit mit dem Ochsen aus. Gerade schlangen Patience und Rosamonde ihr Essen hinunter. Wie üblich waren sie so spät dran, dass ihnen nicht mal Zeit blieb, ihn zu grüßen.

Robert liebte seine jüngeren Schwestern, beneidete sie aber auch schmerzlich. Er hatte es immer ungerecht gefunden, dass die Mädchen des Dorfes so lange zur Schule durften, während die Jungen schon früh in die Lehre gingen und sich glücklich schätzen mussten, wenn sie zu Hause noch Lesen und Schreiben üben konnten so wie er. Er lugte seinen Schwestern oft bei den Hausaufgaben über die Schultern, bis sie sich beklagten und ihre Mutter ihn wegscheuchte.

Als Patience und Rosamonde schließlich aufbrachen, unter vielen Versprechungen guten Betragens – die sie nur einhalten würden, wenn es unbedingt sein musste –, hatte

Robert seine Meinung zu diesem Tag revidiert. *Kastanienpfannkuchen, an den Rändern perfekt gebräunt ... Granatapfelsirup ... frische Milch ...* Vielleicht hatte das Leben doch etwas für sich.

Während er sich seinen dritten Pfannkuchen in den Mund stopfte, fragte er kauend: »Wer ist denn der Klient?« Er bezeichnete die Leute, die ihn entlohnten, nie als *Kunden* – das taten nur Gewerbetreibende, solche, die etwas verkauften, statt ihre Dienste anzutragen. Wenn er ehrlich war, war es ihm zwar eigentlich egal, doch seiner Mutter war es sehr wichtig. Sie war sich vollauf bewusst, dass das Geschäft ihres verstorbenen Mannes, das Robert nun von ihm geerbt hatte, ihnen die unterste Sprosse einer steilen und unbarmherzigen gesellschaftlichen Leiter zuwies.

»Medwyn und Norvyn, hinter der Kornkammer.« Odelette wandte sich ihm zu und musterte Adelise auf seiner Schulter. »Muss sie das mitkriegen?«

»Geh und hilf den anderen mit den Betten, Adelise«, sagte Robert sanft. Der Drachling züngelte und breitete die winzigen Schwingen aus, deren Innenseiten bläulich wie Gewitterwolken gefärbt waren. Dann glitt er zu Boden und krabbelte die Stufen zu Roberts Schlafzimmer hoch. Sein Bett machten die vier immer zuerst, sooft Robert ihre Routine auch aufzubrechen versuchte. Manchmal probierten sie es sogar, bevor er das Bett überhaupt verlassen hatte.

Sobald er sicher war, dass der kleine Drache außer Hörweite war, wandte sich Robert wieder an seine Mutter. »Medwyn und Norvyn? Das wird nicht schön. Ich würde wetten, dass es wieder ein Gelege *Serpens flamma vegrandis* ist – geschieht ihnen recht, nachdem sie mich den Laden letztes Mal nicht nach Eiern durchsuchen ließen. Wie viele

Jahre geht das jetzt schon, fünf oder sechs? Man sollte meinen, dass sie es mal lernen.«

»Deinen Vater mochten sie nicht – dich mögen sie. Vielleicht kannst du sie ja überzeugen.«

»Keine Chance, solange sie beide die Bücher führen. Sie sind zu sehr damit beschäftigt, einander übers Ohr zu hauen, um ein gutes Geschäft zu erkennen. Das heißt, bis ihnen etwas die Füße versengt.« Seufzend schob er seinen Stuhl zurück. »Mehr Essen auf dem Tisch, und neue Schriftrollen für die Zwillinge. Gibt schlimmere Arten, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.«

Doch als er später das Haus verließ, um Ostvald und sein Arbeitswerkzeug einzusammeln, musste er sich eingestehen, dass ihm keine einfiel.

ZWEI

Der Große Saal von Bellemontagne war voller Prinzen. Es war nicht allzu schwer, den Großen Saal mit Prinzen zu füllen, weil er so groß nun auch wieder nicht war; die Leute waren einfach kleiner gewesen, als man ihn vor gut vierhundert Jahren gebaut hatte. Überhaupt hatte Schloss Bellemontagne zweifellos bessere Tage gesehen, leider waren sie ihm entfallen. Die nach beiden Seiten hin offene Feuerstelle war so bemerkenswert konstruiert, dass sich ein ganzer Ochse auf ihr braten ließ, ohne jenen, die sich so nahe, sie es wagten, an sie kauerten, auch nur das geringste bisschen Wärme zu spenden. Das Dach war hoch wie das einer Kathedrale, nur bedeutend schmaler und nicht annähernd so anmutig gewölbt. Über die Jahre hatte es als Durchgangsstation Tausender Vögel und als Heimat noch mal halb so vieler Fledermäuse gedient, wie die schmutzverkrusteten Gemälde königlicher Ahnen an den Wänden stumm bezeugten. Namenloses Ungeziefer aller Art huschte fiepsend und piepsend in und über den Wänden entlang; und die Prinzen drängten sich eng auf ihren Plätzen, suchten Trost und Zuversicht und Wärme. Einmal hörte man jemanden aufbrausen: »Hör auf zu treten!« Doch meistens war es eine stille Zusammenkunft, die sich lediglich in scharfen Zischlauten erging. Denn jeder Prinz hatte noch

ein Hühnchen zu rupfen oder Messer zu wetzen, Letzteres gerne im Wortsinn.

»Nein, ich leihe dir nicht mein Kettenhemd. Besorg dir selber eins! Wozu brauchst du es überhaupt?«

»Schlacht? Du willst ihr erzählen, du warst in der Schlacht? Du warst noch nie in einer verdammtten Schlacht!«

»Du kannst auch gleich wieder heim – du bist viel zu klein für sie. Ich hasse – ich meine, sie hasst kleine Männer.«

Ohnehin zeichnen sich Prinzen gemeinhin nicht durch mustergültige Geduld aus. Zu viere auf ihre Bänke gepfercht und nicht einmal ihrer eigenen Hackordnung gewiss, gaben sie ein Bild der Verzweiflung ab. Tatsächlich waren die meisten nach ihrer Ankunft binnen weniger Minuten erschlaft, und jene, die bereits mehrere Tage ausharrten, hatten alle Hoffnung auf ein neuerliches Aufblühen verloren. Die Deprimiertesten unter ihnen welkten regelrecht dahin; anders ließ es sich kaum beschreiben.

»Wer ist denn der Bursche da? Der Große mit den Wangenknochen – der gefällt mir ja gar nicht ...«

»Du hast gestern beim Gesinde geschlafen? Mir gaben sie die Speisekammer, ganz für mich allein ...«

»Aber ich hatte ein Bett! Na schön, eine Bank ...«

Gute Manieren halten einer Belagerung nicht lange stand, besonders wenn dem Angreifer dämmert, dass die Mauern, die gerade einstürzen, die eigenen sind. Unter diesen Umständen stellt selbst ein Erstgeborener seine adlige Bestimmung und den Wert eines vorgezeichneten Schicksalswegs in Frage.

»Ich frage mich ja, wie sie das ein Königreich nennen können. Wir haben im Hinterland Baronien, die größer sind als das hier ...«

»*Wir haben größere Hinterhöfe ...*«

»*Die Prinzessin aber auch, wenn sie denn jener ähnelt, der ich letzte Woche in Malbrouck den Hof ... oh. Oh je!*«

»*Oh JE!*«

Prinzessin Cerise war soeben hereingerauscht, um der monatlichen Charge Prinzen endlich die Gunst ihrer Anwesenheit zu erweisen. Begleitet wurde sie einzig vom Kammerherrn, einem kleinen und beleibten Mann, der stets ein wenig überforderter wirkte, als er sich fühlte, und es verstand, dies zu seinem Vorteil zu nutzen. Mit sich führte er einen Stapel gespanntes Pergament und einen Kohlestift.

Die wartenden Prinzen sprangen wie ein einziges Wesen auf die Beine und lächelten der Prinzessin erwartungsvoll entgegen, wobei sie eilig jedes Bändchen oder Schmuckstück, jeden Knopf und jeden Orden, jede Schulterklappe oder Feder richteten. Einer versuchte heimlich noch die perlenbesetzten Strumpfbänder seines Vaters hochzuziehen, doch zu spät; und einem war eindeutig entgangen, dass sein stolzes Käppchen nicht länger die kahle Stelle auf seinem Kopf verbarg.

Keiner sprach ein Wort. Die höfische Etikette kannte in dieser Situation keine Ausnahme: Nur die Prinzessin konnte das Schweigen brechen, solange es auch andauerte. In den Köpfen der Prinzen aber, in verschiedensten Sprachen, schwang ein einziger Gedanke wie die Saite einer Laute: *Goede/God/Gott/Mon Dieu/Good heavens, wie verflucht umwerfend sie ist!* Unglücklicherweise wusste die Prinzessin das nur zu gut und hielt es eher für ein Ärgernis als einen Segen.

Cerise ließ sich im einzigen bequemen Sessel des Saals nieder. Dieser stand leicht erhöht, sodass sie einen guten

Blick auf sämtliche Verehrer hatte. Der Kammerherr bezog an ihrer Seite Position und hielt Pergament und Stift bereit.

Nach einer wohlkalkulierten Pause, die die Bedeutung des Moments unterstrich, erhob Cerise das Wort. Ihre Stimme war leise, warm und klar, und – dank ihrer guten Vorbereitung – nicht zu belustigt. »Guten Morgen, die Herren«, trällerte sie. »Ich hoffe doch, jeder hat eine Nummer gezogen?«

Das hatten sie. Dennoch gab es viel Gemurmel und gegenseitiges Auf-die-Füße-Treten, bis sich alle sortiert hatten. Cerise wartete geduldig, bis wieder mehr oder weniger Ruhe herrschte und die Prinzen sich zur Inspektion aufgereiht hatten. Der Erste in der Reihe war der Junge mit den Wangenknochen, zweiter Sohn des Königs Denisov von Landoak.

Sein Name war Lucan. Er war groß, hübsch, herzlich, breitschultrig, schlankhüftig, wohlgezogen und exakt vom Verstand einer Steckrübe; leider waren seine Wangen das Raffinierteste an ihm. Schon bei der zweiten Frage des Vorstellungsgesprächs geriet er so sehr ins Schleudern, dass er kein Wort mehr herausbrachte – dabei stieg Cerise stets mit möglichst leichten Fragen ein, etwa: »Hast du ein Pferd?«, und: »Oh, wie heißt es denn?« Sie hatte zwar nichts anderes erwartet, ließ ihn aber trotzdem höflich ausreden, ehe sie ihn mit bedauerndem Lächeln und einer eleganten Geste ihrer Hand ans Ende der Versammlung verbannte. In seiner Verzweiflung fand er endlich seine Stimme wieder und rief: »Prinzessin, Euch zu Ehren habe ich den Mantikor des Gharialgebirges erschlagen! Er wird gerade noch fertig ausgestopft, aber wenn Ihr Euch nur ein wenig geduldet, schicken wir ihn Euch ...«

Verächtliche Buhrufe erfüllten den Saal. »Ooooh, du Lügner!« »Hast du nie!« »Ausgestopfte Mantikore, zwölf Pennys der Packen!« »Was hast du denn mit ihm gemacht – ihn zu Tode gelangweilt?« Beschämt und verwirrt zog Prinz Lucan von dannen und wurde in Bellemontagne nie wieder gesehen.

Einzig der Kammerherr nickte zum Abschied, setzte den Stift an und strich den Namen des Prinzen auf dem Pergament.

Und so ging es weiter, Prinz für Prinz. Cerise ließ die monatliche Audienz nachsichtig wie immer über sich ergehen und erlag nie der Versuchung, einen Verehrer wissen zu lassen, was sie in Wahrheit von seinem einsamen Sieg über ein Dutzend geheimnisvoller Meuchelmörder oder Wölfe oder hundert schwer bewaffnete Söldner hielt. Selbiges galt für die Berichte prall gefüllter Schatzkammern und weiter Ländereien, der Prinzen Jonglierkünste oder Tanzdarbietungen (der Versuch, sie mit einer neuen Figur zu beeindrucken, geriet zumeist schon aufgrund der damit unvertrauten Hofmusiker zur Katastrophe). Nein. Sie meisterte den Empfang mit größter Grazie, lächelte, bis ihr der bezaubernde Mund wehtat, und sagte sich zum Zeitvertreib ihre liebsten Gedichte auf ... bis zu dem Moment, in dem ihre Mutter und ihr Vater den Saal betraten.

Der Kammerherr versteifte sich.

»Attendez! Ihre Königlichen Hoheiten Antoine und Hélène, König und Königin von Bellemontagne!«

König Antoine war eine markante und eindrucksvolle Gestalt mit sturmgrauem Haar und Zügen wie aus einer verwitterten Felsklippe geschlagen. Seine Frau, die Königin, dagegen war dünn und blass. Ihre maßvolle Erscheinung

legte nahe, dass sie ihr ganzes Leben nie ein richtiges Essen oder einen ungestörten Nachtschlaf genossen hatte und keiner ihrer Tage frei von Last vergangen war. Doch selbst die Lebensläufe von Cerises Freiern hätten von der Wahrheit nicht weiter entfernt sein können: Königin Hélène aß wie ein Alligator, schlief wie ein betrunkenener Kutscher und nahm sich jeglichen Missstands, der innerhalb wie außerhalb der Mauern drohte, gerne persönlich an. Hübsche Augen hatte sie aber.

»Also, Tochter!«, rief König Antoine herzlich aus. »Wie läuft die Fuchsjagd? Schon einen aufgeschreckt?«

»Der junge Mann da links hinten in dem Gestreiften«, sagte die Königin. »Den kenne ich. Er ist der Neffe der Gräfin von Dortenverrucht. Ruf den als Nächsten auf, Cerise – angeblich weiß er viele interessante Lieder.«

»Mutter, bitte, sie haben doch ihre Nummern.« Cerise sah hilfesuchend zum Kammerherrn, doch der war zu schlau, um sich einzumischen, und wandte den Blick ab. »Vater«, fügte sie leise hinzu. »Ich komme wunderbar zurecht, so wie immer.« Auf ihr unausgesprochenes *Kannst du sie nicht wegbringen?* antwortete der König mit einem knappen Zucken seiner dicken grauen Braue. *Du kennst deine Mutter – was soll ich denn machen?* Die Prinzessin seufzte und nickte ebenso knapp.

Und damit hätte sie den restlichen Morgen höchstwahrscheinlich ohne Panne überstanden – es waren nicht mehr viele Kandidaten übrig –, hätte die Königin sie nicht mitten im Gespräch mit einem schüchternen, jungen Prinzen unterbrochen. Er war etwas tollpatschig, aber nicht unsympathisch und stammte aus einem Königreich, mit dessen Aussprache selbst er seine Probleme hatte. Gerade schwärm-

te er von seinem Lieblingsbuch, und Cerise lauschte mit aufrichtigem Interesse, doch die scharfe Stimme ihrer Mutter zerschlug den Moment. »Cerise. Liebes. Weshalb nur hältst du dich mit diesen Kindereien auf? Mach Schluss mit ihm und kümmere dich doch endlich um den Neffen der Gräfin, wenn ich bitten darf!«

Da erhob sich Cerise von ihrem Sessel und warf die Schultern wie Schwingen zurück. Ihr schönes Gesicht war rot vor Scham und Wut, ihre Stimme aber klang ganz kalt und ausdruckslos. »Tut mir leid«, sagte sie knapp und blickte auf die verbliebenen Freier herab. »Diese Audienz ist beendet.« Dann schritt sie vom Podest und aus dem Saal, ohne ihre Eltern eines Blickes zu würdigen. Die Tür schlug hinter ihr zu, und das verstaubte Portrait eines ihrer ältesten Vorfahren fiel von der Wand.

Cerise schaute sich kein einziges Mal um. Sie eilte aus dem Schloss und durch die Königlichen Gärten (die dank eines Befalls mit Fidele reichlich kahl waren), weiter über den Königlichen Krocketrasen (König Antoine hatte eine gewisse sportliche Ader), vorbei an der Königlichen Laube, der Königlichen Grotte und dem Königlichen Ziertürmchen bis in die Königlichen Wälder. Königlich waren diese jedoch nur bis zu einem überwucherten Fleck, den die Prinzessin gut kannte. Dort, mehrere Meilen vom Schloss und vor neugierigen Blicken geschützt, sank sie unter dem Geraschel ihrer Vielzahl raffinierter Rösche neben einem klaren Bach zu Boden. Sie lehnte sich gegen einen Ahorn, dessen blank gewetzter Stamm ihr noch nie in ihrem Leben seinen Halt verwehrt hatte. »Hallo«, sagte Cerise und streichelte ihn sanft.

Eine Weile saß sie dort ganz still; dann warf sie einen

raschen Blick ringsum und grub unter leisem Summen mit den Händen in der weichen Erde hinter einem nahen Felsen. Nach ein paar Minuten hatten sie ein in Öltuch geschlagenes Bündel freigelegt. Darin befanden sich eine flache Wachstafel, ein spitzer Griffel und eine Rolle verschlissenes Pergament. Cerise hielt das Manuskript ins Licht und suchte nach einer bestimmten Passage. Sobald sie fündig geworden war, las sie mit lautlosen Lippen die Worte ab. Wenn sie auf eines stieß, das sie nicht kannte – und davon gab es einige –, übertrug sie es auf ihre Wachstafel. Oft brauchte sie dafür mehrere Anläufe; dann starrte sie die Buchstaben an, als hätte sie sie nie zuvor gesehen. Sie biss sich auf die Lippen und murmelte ab und an ein wenig prinzeßsinnenhaftes Wort. Einmal warf sie sogar den Griffel ins hohe Gras am Ufer, doch im nächsten Moment war sie schon aufgesprungen und suchte hektisch, bis sie ihn wiederfand. Und gleich, wie wütend und frustriert sie war, sie gab niemals auf. Prinzessin Cerise würde sich das Lesen beibringen, und wenn es das Letzte war, was sie tat.

Dieser dumme Junge mit seinem herrlichen Buch, dachte sie traurig. Er hat ja keine Ahnung, was für ein Glück er hat.

DREI

Kronprinz Reginald, einziger Erbe des Königreichs Corvinia, ritt mit einer freudigen, mannhaften Weise auf den Lippen in die Königlichen Wälder Bellemontagnes ein. Das Lied hatte eine Menge *Tirra-Lirras* und *Fa-la-las*, und Prinz Reginald mochte es nicht, da er freudige, mannhafte Weisen generell nicht mochte. Ihm war aber bewußt: Wenn er nicht sang, würde sein Leibdiener, der dicht hinter ihm ritt, das übernehmen, oder Reginald anderweitig daran erinnern, dass fahrende Ritter – schlimmer noch, fahrende Prinzen – *immer* freudige Weisen sangen, wenn sie auf Abenteuer gingen.

Was ihn persönlich anging, ersehnte sich Reginald Abenteuer in etwa so sehr wie ein drittes Nasenloch, und er wusste, dass seinem Diener Mortmain das klar war. Leider wusste Reginald auch, dass sein Vater, König Krije, Mortmain ausdrücklich befohlen hatte, ein Auge auf Reginalds Betragen während ihrer Fahrt zu haben und nach ihrer Rückkehr wahrheitsgetreu zu berichten. Also sang er – fürs Protokoll gewissermaßen.

Der Prinz und Mortmain verstanden einander so gut, wie das ihre verschiedenen Positionen nur zuließen. Doch einen der beiden konnte man für seine Versäumnisse auspeitschen, den anderen nicht; obgleich man König Krije

mehr als einmal hatte grummeln hören, dass er sich wünschte, es verhielte sich andersherum.

»Was in Gottes Namen ist bloß los mit ihm?«, blaffte der König einen jeden an, der seinen Sohn getroffen hatte. »Sieht aus wie ein Mann – reitet wie einer – läuft wie einer – aber *nichts* dahinter! Bloß ein warmes Lächeln mit einem Körper drum herum. Und dem soll ich mein Königreich hinterlassen? Mein Königreich, für das ich durch Blut waten musste, einem Schwachkopf, der ohnmächtig wird, wenn er sich beim Rasieren schneidet? Ehrlich, ich verstehe nicht, wie jemand körperlich so Großes es nicht schafft, in meine Fußstapfen zu treten.«

Der König mutmaßte, dass ein Fluch dahintersteckte, und hatte allen Grund dazu. Die Details aber hatte er Mortmain nie mitgeteilt, und der Diener – einer der ganz wenigen Leute, die überhaupt Sympathien für den furchtbaren Alten empfanden – durfte aufgrund seines Standes nicht nachfragen.

Prinz Reginald seinerseits war einfach nur froh, der lautstarken Enttäuschung seines Vaters entkommen zu sein. Dies war einer der Vorzüge nicht näher bezeichneter Abenteuer: Man kam aus dem Haus. In der Fremde konnte er wenigstens das Leben genießen, wenngleich unter Mortmains Aufsicht; und diese entlegenen Länder waren immer derart aus dem Häuschen, den Kronprinzen eines so großen und mächtigen Reichs zu beherbergen, dass sie sich vor Freude regelrecht auf den Kopf stellten. Es war höchst befriedigend. Und es entlockte Mortmain ein Stirnrunzeln, was fast noch besser war.

Zu Beginn seiner Reise hatte der Prinz sich die Frage gestellt, ob er seine Ziele in alphabetischer oder geographi-

scher Reihenfolge ansteuern sollte, und sich für eine wilde Mischung aus beidem entschieden, die sich wo nötig noch anpassen ließ, um ernste Herausforderungen oder ritterliche Pflichten zu vermeiden. Infolgedessen war er fraglos gerade der einzige Adlige auf dem Weg nach Schloss Bellemontagne, der es nicht auf die Hand der Prinzessin abgesehen hatte. Tatsächlich wusste er nicht einmal von ihrer Existenz und hätte andernfalls wahrscheinlich einen weiten Bogen um das Königreich geschlagen. Sicher, Prinz Reginald mochte Frauen, aber nicht so sehr, dass er sich davon sein beschauliches Leben durchkreuzen ließ. Sein Vater und Mortmain machten es ihm schon schwer genug.

Immerhin, trotz der dämlichen Singerei war der Tag doch sehr hübsch und die Sonne war warm. Er fragte sich, wie das hiesige Bier und der Aquavit wohl schmeckten.

Als der Weg durch den Königlichen Wald breit genug wurde, trieb Mortmain sein Pferd neben das seines Herrn und murmelte unterwürfig: »Die Tiere brauchen Wasser, Eure Hoheit. Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte ...«

»Himmel, natürlich, Mortmain. Heraus damit.«

»Ich höre einen Bach, Hoheit – dem Klang nach nicht fern. Wir müssten nur ein wenig den Pfad verlassen ...«

Reginald legte den ansehnlichen Kopf schief. »Tatsächlich, ja ... jetzt höre ich es auch. Tja, dann wollen wir mal kundschaften.« Sein sonst so zauberhaftes Lächeln wirkte ein wenig bemüht. »Kundschaften – ein ordentlicher Militärbegriff. Würde Vater gefallen.«

Kaum, dass sie den Weg verließen, bremste das Unterholz sie beträchtlich aus, peinigte ihre Gesichter und umschlang die Beine ihrer Pferde. Doch sie drängten voran, bis sie den Bach erreichten. Dann stiegen sie ab und ließen die

Pferde trinken. Während Mortmain bei ihnen blieb, wanderte Reginald ein Stückchen stromaufwärts. Dort entdeckte er Wildblumen, die in Hülle und Fülle am Ufer wuchsen, und machte sich mit dem Frohsinn eines Kindes daran, sie zu pflücken. »Nur ein kleiner Strauß für die örtliche Königin!«, rief er seinem Diener über die Schulter hinweg zu. »Gut, wenn man auf alles vorbereitet ist. Frauen lieben ja Blumen.«

Und so kam es, dass Cerise, die gerade grimmig mit dem Unterschied zwischen *weiße*, *Weise* und *Waise* rang, Reginalds Anmarsch erst vernahm, als er einen falschen Schritt tat und bis zum Knie im Wasser stand. Das plötzliche Platzen und der spitze Aufschrei des Prinzen ließen sie auf die Beine springen, den alten Ahorn schützend im Rücken. Sie entspannte sich ein wenig, als sie erfasste, dass es sich um einen vornehmen Herrn handeln musste; mehr noch, als ihr der Strauß Wildblumen in seiner Hand ins Auge fiel; und allzu sehr beim ersten guten Blick auf ihn. Tatsächlich reagierte die Prinzessin auf Reginald genau so, wie die meisten Männer auf den Anblick der Prinzessin reagierten. Erwartungsgemäß wurden ihr die Knie weich; sie errötete und erbleichte im Wechsel; und ihr Herz schlug so heftig, dass sie den Widerhall in allen Knochen spürte. Sich des königlichen Geblüts des schönen Fremden mit dem nassen Stiefel gewiss, vollführte sie einen wackeligen Knicks und flüsterte: »Eure Majestät ...«

Zu ihrer Überraschung sah der junge Mann etwas verdrossen drein. »Nein, das wäre mein Vater. Ich bin bloß der Kronprinz. Reginald von Corvinia, erfreut, deine Bekanntschaft zu machen. Und du bist?«

»Oh, ich ... Ich ...« Cerise kam sich etwas verloren vor;

das vertraute Wort *Corvinia* klang in ihrem Herzen wie eine Glocke, und zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich unterlegen. Die Ironie dieser Premiere entging ihr; die Verwirrung indes ließ sich schwer ignorieren. Baff stellte sie fest, dass ihr der eigene Name nicht über die Lippen wollte; nicht im Angesicht dieses Fremden, dessen lässige Reitkleidung prächtiger als alles in ihrem Kleiderschrank war. Sein Anblick allein schien sie in eine scheue Dienstmagd zu verwandeln. »Ich ... ich wohne hier«, stotterte sie weiter. »Ganz in der Nähe, meine ich. Nicht hier direkt, Ihr versteht, sondern ...«

»Ach so.« Der junge Schönling kratzte sich am Kopf. »Nun, womöglich könntest du mir ja sagen – gibt es vielleicht eine Abkürzung zum Schloss? Wir – mein Diener und ich – sitzen nämlich schon den ganzen Tag im Sattel, und ich scheue mich nicht zu gestehen, dass das einem etwas zusetzt. Verstehst du, Mädchen?«

»Aber sicher, Hoheit, das verstehe ich«, versicherte Cerise, erfreut, von etwas anderem als sich selbst zu reden. Sie beschrieb ihm sehr genau den Weg, und er wiederholte mehrfach mit Sorgfalt. »Mit Karten, Plänen und so was bin ich einfach nicht gut«, gab er zu. »Zum einen Ohr rein, zum anderen raus, weißt du?« Eine solche Bescheidenheit – denn dafür hielt sie es – war verglichen mit dem Prinzengeprahle, das Cerise sonst gewohnt war, geradezu überwältigend.

Mit gelinder Neugierde verfolgte er, wie sie Wachstafel, Griffel und Pergament einpackte. »Ein bisschen schreiben draußen an der frischen Luft, was? Ach, wie nett.« Er strahlte sie an, und wäre ihr der Ahorn keine Stütze gewesen, wäre sie gestürzt.

»Die Blumen«, brachte sie hervor, um das Thema zu wechseln. »Eure Blumen ... die sind hübsch. Sehr, sehr hübsch. Wirklich.«

»Was?« Reginald blickte die Blüten an, als hätte er sie ganz vergessen, was sich bis zu einem gewissen Grad auch so verhielt. »Ach, die hier. Komm, meine Liebe, nimm du sie doch!« Er drängte sie ihr auf. »Waren für die Königin gedacht, aber bis wir bei ihr ankommen, sind sie wahrscheinlich schon ganz welk, also kannst du sie haben.« Ein weiteres Lächeln, und die wenigen Knochen, die ihr noch nicht weich geworden waren, wurden zu Butter. »Dann mach es mal gut, Mädchen, ja?«

»Gut. Ja. Ja, danke. Gut. Dankeschön!« Cerise drückte sich ihr Bündel und Reginalds Blumen an die Brust, knickste unbeholfen und eilte mit gesenktem Kopf in den Wald davon. Kurz hielt sie an, um ein verlorenes Gänseblümchen einzusammeln; dann sprang sie auf und hastete weiter.

Der Prinz sah ihr auf eine Weise nach, die für seine Verhältnisse schon Tiefsinn gleichkam. »Was für ein eigenartiges Mädchen«, sprach er laut. Dann rief Mortmain ihn von stromabwärts und er wandte sich um. »Schon auf dem Weg, mein Bester!«, antwortete er. Einmal aber schaute er noch über die Schulter zurück, ehe er sich auf den Weg zu seinem Diener und den Pferden machte.



Sobald sie sich außer Sicht des schönen Fremden wähnte, legte Cerise ihr Bündel und die Blumen nieder, nahm ihren Rock in beide Hände und rannte. Erst als sie das Schloss

erreicht hatte, die Treppen hochgeflogen und in den königlichen Ratsaal geplatzt war, hielt sie an.

Sie hatte rufen wollen: »Schickt alle heim! Ich habe ihn gefunden, ich habe ihn getroffen, sein Name ist Reginald, er ist schon auf dem Weg!« Überdreht, wie sie war, stolperte sie aber über das *sch* in »schickt«, und es folgte bloß ein zischendes, ersticktes Gurgeln.

König Antoine döste friedlich auf seinem zweitbesten Thron (der aber sein Lieblingsthron war). Er trug seinen drittbesten Morgenmantel (der aber sein Lieblingsmorgenmantel war) und hatte beide Füße in einem Eimer heißem Wasser. Nun fuhr er blinzeln hoch und brummte: »Was?« Königin Hélène sah von ihrem Webstuhl auf und mahnte streng: »Liebes, geh gleich noch mal raus und klopfe dieses Mal an – und erst wieder sprechen, wenn du geschluckt hast, was immer es ist. Ich sage dir das nicht zum ersten Mal.«

Die Prinzessin verließ gehorsam den Saal und lehnte sich keuchend gegen den Türrahmen. Drinnen hörte sie ihren Vater wiederholen: »Was? Was ist passiert?« Sie glättete ihr Kleid und Haar und zwang sich, an nichts als Blumenkohl, Brokkoli und ihre alte Benimmlehrerin zu denken – alles Dinge, die sie hasste. Sobald sie sich gefangen hatte und wieder ruhig atmen konnte, klopfte sie leise an die Tür, verharrte, bis ihre Mutter sie hereinbat, und trat ein.

Ihre Eltern warteten ruhig, bis sie das Wort ergriff. Ihr Vater hatte den Wassereimer weggestellt und wirkte belustigt; ihre Mutter weitaus weniger.

Völlig ungebeten ließ ihr Verstand das Gemüse fahren. Stattdessen, als trüge es sich vor ihren Augen zu, sah sie sich mit Reginald eintreten – Arm in starkem Arm! –, um ihn

ihren Eltern als ihren Verlobten vorzustellen. Ob dieser Vision trieb ihr Luftsprünge vollführendes Herz ihre Lungen gleich wieder in die Enge, sodass sie kaum den Atem zum Sprechen fand. »Sein Name ist Prinz Reginald von Corvinia!«, stieß sie aus. »*Kronprinz* Reginald – und er ist der herrlichste Mann, den ich je sah! Er kommt *heute* her, und ich kann ihn morgen schon heiraten, wenn er nur ...«

Sie endete mit einem entsetzten Quietschen und zeigte auf die Wand hinter ihres Vaters Thron. Dort saß ein kleiner Drachling, nicht größer als der Schuh, den die Prinzessin sogleich nach ihm warf. Das Biest verbarg sich in einer kaum wahrnehmbaren Spalte im Putz, streckte noch einmal den grün-schwarzen Kopf heraus, um sie anzuzischen, und verschwand.

»Oh Götter«, stöhnte Cerise. »Wir müssen alles sauber machen – *alles*, wirklich *alles*, und zwar gleich!«

König und Königin starrten einander an, diesmal gleichermaßen und zur gleichen Zeit verblüfft. »Mein Kind, ich kann das morgen verputzen lassen«, wagte der König sich vor. »Wenn es dir wirklich so wichtig ist ...«

»Es muss heute noch geschehen! Und es ist nicht nur der Putz, sondern das ganze Schloss!«

Sie streifte auch den anderen Schuh ab und zog ihren Vater an den Armen vom Thron und den ganzen Weg hinaus bis zu der großspurig so benannten Prunktreppe. Sie ließ ihn erst wieder los, als sie sicher war, dass ihre Eltern ihr auch beide folgten. »Schaut nur!« Sie zeigte die Marmortreppe hinab, die man sichtlich schon lange nicht mehr gewischt hatte; das ganze Gelände war von einer klebrigen Schicht bedeckt. Cerise rauschte die Treppe hinab und weiter durch das Schloss, wobei sie fahrig auf jede Beleidigung

ihrer Sinne deutete: vom exkrementverschmutzten Großen Saal zu den vielen Geschmacklosigkeiten der Königlichen Bibliothek mit ihren verschlissenen Teppichen und uralten Regalen, die sich hoffnungslos unter der Last verstaubter Folianten bogen, von den übellaunigen Raben ganz zu schweigen. »Hoffnungslos!«, wehklagte sie weiter. »Einfach hoffnungslos! Das muss man alles aufräumen, reparieren, renovieren – und zwar komplett!«

»Heute Nachmittag?« Der König versuchte vernünftig zu klingen. »Oder die nächste Viertelstunde?«

»Also *ich* kriege heute ein Kleid umgenäht«, stellte die Königin klar. »Und die Zukunft gelesen.« Da warf sich Cerise – die, das muss an dieser Stelle gesagt sein, sogar als kleines Mädchen nie ein solches Verhalten gezeigt hatte – auf den krummen Boden der Bibliothek und weinte aus Leibeskräften. Als es ihren Eltern nicht gelang, sie zum Aufstehen zu bewegen, nahmen sie neben ihr Platz: Schreckgespenst und Felsenkrieger wie selten vereint. »Cerise, mein Schatz«, sagte der König sanft. »Du weißt, dass das nicht geht. Egal, wer uns besuchen kommt.«

»Es würde Monate dauern«, fügte die Königin hinzu. »Jahre, wenn wir alles machen würden, was du verlangst. Und wie viel das kosten würde ... herrje, da könnten wir uns ja auch ein neues Schloss kaufen.«

»Dann machen wir das doch!« Cerise schluchzte. »Kaufen wir uns gleich ein neues Schloss und ziehen um, mit allem Drum und Dran.« Ein plötzlicher Hoffnungsschimmer hielt die Tränen in Schach. »Wir könnten ihm ja sagen, dass wir nur übergangsweise noch hier wohnen ... oder so.«

»Wir mögen aber unser Schloss.« Etwas zögerlich legte König Antoine den Arm um die Schultern seiner Tochter.

»Natürlich ist es ein bisschen ... unordentlich, vielleicht sogar etwas chaotisch, keine Frage ...«

»Aber es ist unseres, Liebes.« Königin Hélène sprach überraschend einfühlsam. »Wir wissen ja, dass es ein Durcheinander von altem Gerümpel ist, es ist aber *unser* Gerümpel, verstehst du? Wir haben schon lange vor deiner Geburt hier gewohnt, und wir werden noch hier wohnen, wenn du schon deinen Prinzen geheiratet hast und mit ihm in *seinem* Schloss wohnst. Wir räumen jetzt hier auf, so gut wir können ...«

Über ihnen *krahte* ein Rabe, und alle zogen sie instinktiv die Köpfe ein. Prinzessin Cerise versuchte, sich mit einer Falte ihres Kleides die Augen zu trocknen. »Die Wände.« Ihr Ton war zittrig, ließ aber keinen Widerspruch zu. »Die Wände und Gemälde im Großen Saal – die *müssen* gereinigt werden.«

»Ich lasse gleich morgen früh jemanden kommen«, versprach der König. »Schließlich wird der Prinz kaum bloß auf ein kurzes Hallo vorbeischaun. Sicher bleibt er ein paar Tage. Und mir ist klar, dass wir nicht Corvinia sind, nicht einmal annähernd ...« Da stockte er und ging zum ersten Mal auf den Namen ein. »Äh ... du *hast* doch Corvinia gesagt, Liebes? Richtig? Also gut – ich gelobe, dass wir ein gutes Bild abgeben ...«

In diesem Augenblick sprangen zwei Drachlinge direkt über die Königliche Familie hinweg. Einer war schwarz, einer war rot, und der eine jagte den anderen unter das nächste Bücherregal. Beide waren sie größer als der im Ratssaal, und dem schwarzen gelang es fast nicht, sich rechtzeitig in Sicherheit zu quetschen, ehe Cerise nach ihm schlug. Sie wirbelte herum, erneut in Tränen aufgelöst. »*Biester!*

Diese garstigen kleinen Biester, die hier herumrennen – sie sind einfach überall! Du *musst* sie loswerden, Vater! Das ist wichtiger als alles sonst!«

»Ich lasse nach dem Kammerjäger schicken ...«, hob der König an.

»Jetzt gleich!«, verlangte die Prinzessin. »Nicht erst morgen!«

Und da hörten sie von draußen den Gesang. Noch nicht ganz am Tor, jedoch schon sehr nahe – ein voller, kräftiger Bariton, den der Wind zu ihnen trug. Die Worte waren noch nicht zu verstehen, aber es war eine sehr mannhafte Weise mit einer Menge *Tirra-Lirras*.

»Oh nein!«, rief Cerise und rannte schneller aus dem Raum, als die beiden Drachen unter das Regal entwischt waren.

»Geh du selbst den Drachenbekämpfer holen«, wies Königin Hélène ihren Mann an. »Ich kümmerge mich um unseren Gast. Wie war noch gleich sein Name?«

»Reginald«, sagte König Antoine leise. »Der Sohn des alten Krije.«

Die Königin, die schon auf dem Weg gewesen war, hielt reglos inne, bloß einen Moment lang. Dann lief sie weiter zum Eingang.